

Liebe Kollegin, lieber Kollege,

nun ist sie also da, die 1. Ausgabe der VLSP aktuell im Jahr 2002. Wie bereits bei der letzten Ausgabe ist das Formatieren, Setzen und Drucken von Philipp Hamelstein geleistet worden, beim Versand war Klaus Tillmann und Thomas Marfilus tätig, das Redaktionsteam bestand aus Christina Koeping und Jutta Schepers. Ein Schwerpunkt dieser Ausgabe sind die aktuellen Informationen zum Kongress 2002 in Berlin.

Vielen Dank an alle, die mitarbeiten werden!

Die Planungen sind so weit voran geschritten, dass bereits im Juni/Juli mit der Versendung des vorläufigen Programms begonnen werden kann. Sicherlich liegt dies auch an der guten Zusammenarbeit mit den KollegInnen von der DAH, die über eine hohe Professionalität verfügen, von der wir profitieren können. Die drei bisher stattfindenden Treffen haben sich dementsprechend als sehr effektiv erwiesen, wobei es zudem angenehm ist am Samstagmorgen um 10.00 Uhr in die offene und gastfreundliche Atmosphäre der DAH zu kommen, wo auch für das leibliche Wohl vorzüglich

gesorgt ist – in einer solchen Atmosphäre lässt sich einfach gut arbeiten.

In der Rubrik „Intern“ könnt Ihr etwas zur Befindlichkeit des Vorstands (nach einem Jahr Vorstandstätigkeit) erfahren und dem Umgang mit Mahnungen.

Darüber hinaus befasst sich diese Ausgabe mit dem Thema „Lesben und Autismus“, einem Vortrag von Dr. Marie Sichtermann und einer Studie zu dem Thema „Gewalt gegen Lesben“.

Wir wünschen Euch einen guten Rest - Frühling und viel Spaß beim Lesen.

Jutta Schepers & Christina Koeping

Inhalt

VLSP-INTERN

Aufruf zum Einreichen von Beiträgen - Call for papers von Melanie C. Steffens	2
Das leidige Thema Mahnungen von den Vortsandsmitgliedern	2
Prävention depressiver Symptome beim Vorstand oder die Frage nach dem „wozu?“ von den Vortsandsmitgliedern	3
Aus den Regionalgruppen von Christina Koeping	4

BEHINDERUNG / ANDERSFÄHIGE

Behinderte Lesben und Schwule - immer noch tabu von Michaela Ise	4
Ich bin eine lesbische Autistin von Angelika Empt	4
Ich bin eine lesbische Autismustherapeutin von Petra Aulepp	7

NATIONALE UND INTERNATIONALE BEOBACHTUNGEN

Was lag wirklich unter dem Pflaster? von Antje Doll	7
Gut aufgehoben? von Beate Klofat	10

KONGRESS 2002 IN BERLIN

Jutta Schepers und Christina Koeping	11
--	----

REDAKTION DER NÄCHSTEN VLSP-AKTUELL

IMPRESSUM

Aufruf zum Einreichen von Beiträgen - Call for Papers

Jahrbuch Lesben, Schwule, Psychologie

von Melanie C. Steffens

Der Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. (VLSP) und die Deutsche AIDS-Hilfe e.V. (DAH) planen, 2002 erstmalig ein *Jahrbuch Lesben, Schwule, Psychologie* herauszugeben. Neben den Beiträgen des VLSP-Kongresses 2001 sollen darin aktuelle wissenschaftliche und berufspraktische Arbeiten veröffentlicht werden, die eine eher breite LeserInnenschaft ansprechen.

Alle Beiträge sollen in deutscher Sprache sein, es können aber Übersetzungen wichtiger internationaler Artikel Platz finden. Empirische Arbeiten, theoretische Überlegungen, Therapie und Beratung von/für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Szenen, Familien, Aspekte des Lebens mit HIV, Psychotherapie und Gesundheitsförderung, Sexualität und Gesundheit - Grenzen gesetzt sind der Themenpalette nur insofern, als es um Lesben, Schwule, Bisexuelle und Psychologie gehen sollte. Be-

sonders erwünscht sind Beiträge von Frauen und solche, die frauenspezifische Fragen zum Thema haben. Auf allgemein verständliche Darstellung und nicht zu spezifische Inhalte wird Wert gelegt.

Herausgegeben wird das Buch im Auftrag von VLSP und DAH von Michaela Ise und Melanie Caroline Steffens.

Wenden Sie sich an uns, wenn Sie entweder Anregungen zu Themen oder AutorInnen haben oder selbst einen Beitrag liefern möchten. Titel, Namen der AutorInnen und Zusammenfassungen (alternativ bereits fertige Beiträge) können bis zum 15. Mai 2002 eingereicht werden:

Melanie Steffens, FB I-Psychologie, Universität Trier, D-54286 Trier. Fax: 0651-201 2955
E-Mail: steffens@uni-trier.de

Das leidige Thema Mahnungen

von Philipp Hammelstein, Beate Klofat, Christina Koeping, Jutta Schepers, Klaus Tillmann

Bereits in der letzten VLSP Aktuell hatten wir über unsere leidvollen Erfahrungen mit den ausstehenden Mitgliedsbeiträgen berichtet. Durch unsere Mahnrunden am Ende des letzten Jahres wurde dann auch so manche vergessene Beitragszahlung im Nachhinein getätigt. Dabei hatten wir in unserem Eifer versehentlich auch eine „dritte“ Mahnung für Beiträge 2001 versendet und dabei übersehen, daß es sich tatsächlich erst um die „erste“ Mahnung handeln konnte. Für diese Fauxpas möchten wir uns an dieser Stelle nochmals bei allen Betroffenen entschuldigen.

Aber leider zeigen auch Mahnschreiben bei einigen Mitgliedern nicht die ihnen zuge dachte Wirkung. In einer Telefonaktion haben wir daher in den letzten Monaten zahlungs säumige Mitglieder, die die Beiträge für 2001 und z. T. auch

für 2002 nicht gezahlt hatten, persönlich angerufen, sofern diese nach Wegzug telefonisch überhaupt noch erreichbar waren. Hierbei machten wir die unterschiedlichsten Erfahrungen: von Entschuldigungen angesichts der eigenen Vergesslichkeit bis hin zur Verständnislosigkeit über unser Anliegen. Manches Mitglied glaubte, mit Einstellung der Zahlung wäre auch die VLSP-Mitgliedschaft automatisch beendet. Aus diesem Anlaß möchten wir daran erinnern, dass mit dem Eintritt in den VLSP natürlich auch die Anerkennung der Satzung verbunden ist, in der die Verpflichtung zu regelmäßigen Beitragszahlungen ebenso wie die Zahlungsfristen bei Kündigung festgelegt sind.

Leider gibt es bis heute immer noch ausstehende Beiträge. Deshalb an dieser Stelle nochmals ein last call for Beiträge!

Prävention depressiver Symptome beim Vorstand oder die Frage nach dem „wozu?“

Philipp Hammelstein, Beate Klofat, Christina Koeping, Jutta Schepers, Klaus Tillmann

So oder ähnlich könnte ein/e beauftragte/r Psychotherapeut/in (hier der Einfachheit halber mit VT-Fachkundenachweis) den Vorstand zur Zeit beschreiben:

1. Angaben zur spontan berichteten und erfragten Symptomatik
Der seit einem Jahr tätige Vorstand berichtet: „Wir fühlen uns mit der derzeitigen Situation sehr unzufrieden. Zum inhaltlichen Arbeiten kommen wir kaum noch. Verwaltungsarbeiten dominieren unsere Tätigkeit. Kontakt zu den Mitgliedern haben wir kaum. Wir zweifeln langsam am Sinn unserer Tätigkeit“. Der Vorstand befindet sich seit ca. einem Jahr im Amt. Vorbehandlungen gibt es nicht.
2. (...)
3. Psychischer Befund zum Zeitpunkt der Antragstellung
Es erscheint ein äußerlich gepflegter, im Kontakt unsicher wirkender Vorstand. Er berichtet über Gefühle der Niedergeschlagenheit, Arbeitsüberlastung, Freudlosigkeit, sozialem Rückzugsverhalten. Anzeichen für psychotische Symptomatik besteht nicht. Hinweise auf akute Suizidalität liegen nicht vor.
4. (...)
5. Verhaltensanalyse
Makroebene: Nach einem äußerst engagierten Beginn der Vorstandstätigkeit stellte sich zunehmend heraus, dass die Vorstandstätigkeit zu großem Teil aus Verwaltungstätigkeiten besteht. Hinzu kommt ein sozialer Verstärkerverlust, da ein Kontakt zu den Mitgliedern kaum besteht. Dieser Verstärkerverlust hält die derzeitige depressive Symptomatik aufrecht und mindert zudem motivationale Strategien.
6. Diagnose zum Zeitpunkt der Antragstellung
Mittelgradige depressive Episode, F 32.1 (nach ICD-10)
7. Therapieziel und Prognose
unklar

Vielleicht wird die Lage des Vorstandes von dem/r fiktiven psychotherapeutischen Kollegen/in etwas überspitzt dargestellt (schließlich will er/sie den Antrag bei der Kasse genehmigt bekommen), doch die Problematik und das Empfinden des Vorstandes bleibt: einerseits das Gefühl, den Kontakt zu

den Mitglieder verloren bzw. nicht hergestellt zu haben und zum anderen das Gefühl, dass teilweise bei einigen Mitgliedern in Vergessenheit zu geraten scheint, was die Vorstandsarbeit ist:

eine *ehrenamtliche* Tätigkeit, die wir *neben* unserem eigentlichen Beruf ausüben.

Nun soll dieser Artikel nicht in ein Jammern über unsere Tätigkeit ausufern (denn wir haben uns schließlich selbst in mehr oder minder freiwilliger Form in den Vorstand wählen lassen), dennoch stellt sich für uns die Frage, was Ihr als Mitglieder von uns als Vorstand erwartet, was wir davon leisten können, aber auch, was Ihr als Mitglieder eines doch recht kleinen Verbandes (mit derzeit ca. 170 Mitgliedern) in den Verband selber einbringen wollt.

Dies führt unweigerlich zur Frage nach dem Sinn bzw. der Funktion eines VLSP. Liegt dieser - um es polemisch auszudrücken - darin, einmal im Jahr eine Fachtagung und ein Kongressfest zu organisieren? Wird der Vorstand also zu einem Kongresskomitee, das die jährliche Tagung zu organisieren, die Gelder zu verwalten und nicht zuletzt mit einer Sammlung von innovativen, fachlich eloquenten und intellektuell anregenden Artikeln (geschrieben von einer handvoll [!] unermüdlich aktiver Mitglieder) drei- bis viermal im Jahr die Mitgliedschaft zu versorgen hat? Wir hoffen, dass dies nicht nur dem Vorstand zu viel (und v.a. zu einseitig), sondern auch den Mitgliedern zu langweilig ist.

Unsere Diskussionsbeiträge in der VLSP aktuell sind bislang ohne Antwort geblieben, unsere Aufrufe, doch einmal ein Redaktionsteam für die VLSP aktuell zu bilden, ohne Reaktion. In unseren Begrüßungsschreiben für neue Mitglieder heißt es: „der Verband lebt durch die Aktivität seiner Mitglieder“. Wir hoffen, dass dieser Beitrag in seiner möglicherweise provokativ-polemischen Form nun auf Reaktionen stoßen wird. Einen Tagungsordnungspunkt sollte es auf jeden Fall bei der Mitgliederversammlung im November geben: die Frage nach Sinn und oder Unsinn des VLSP oder bedarf es angesichts zunehmender Gesellschaftsfähigkeit homosexueller Lebensweisen eines schwul-lesbischen PsychologenInnen-Verbandes? Eine Entwicklung, wie die unserer europäischen Nachbarverbände, die sich mehr oder minder selbst aufgelöst haben (vgl. den Beitrag von Ulli Biechele im letzten Heft), gilt es zu vermeiden. Wenn es denn Sinn macht.

Aus den Regionalgruppen

von Christina Koeping

Für Bremen und Umgebung gibt es eine neue Regionalgruppe. Ansprechpartnerin ist:

Gudrun Adler, Tel.: 0421 – 396 75 93.

Für Hannover und Umgebung gibt es deutliches Interesse an der Gründung einer neuen Regionalgruppe.

Wer wäre bereit für diese Regionalgruppe AnsprechpartnerIn zu sein?

Bitte meldet Euch diesbezüglich bei mir.

Das war es in aller Kürze.

Behinderte Lesben und Schwule - immer noch tabu?

von Michaela Ise

Über behinderte Lesben und Schwule schweigen wir in der Regel. Gelegentlich sprechen wir *über* sie in unserer Rolle als Professionelle. Aber wann sprechen wir tatsächlich *mit* ihnen? Die Autorin des nachfolgenden Artikels, Angelika Empt, wandte sich vor etwa einem Jahr an den VLSP mit der Frage, ob wir Literatur zum Thema Lesben und Autismus kennen. Wir konnten nicht und baten sie, etwas über ihre Erfahrungen zu schreiben. Auch Petra Aulepp, eine Kasseler Psychologin, die ich daraufhin ansprach, kannte nicht. Unter „Ich bin eine lesbische Autismustherapeutin“ beschreibt sie ihre Reaktionen auf Angelika Empts Artikel.

Deutlich wird: Das Thema Autismus und sexuelle Identität ist bisher kaum erschlossen. Als selbst Betroffene hat Angelika Empt sich durch ständige Auseinandersetzung mit theoretischen und praktischen Aspekten dieses Themas zur Expertin

in eigener Sache entwickelt. Unzählbar sind die unbeantworteten Briefe, E-mails und Artikel, die sie an unterschiedlichste Verbände und Organisationen geschickt hat. Sie ist eine unbequeme Dialogpartnerin, denn sie weist deutlich und hartnäckig auf die Missstände im Umgang mit Behinderten hin. Sie fordert auf, die Unterschiedlichkeiten auszuhalten und zu würdigen und gemeinsam nach Wegen zu suchen.

In der Auseinandersetzung mit ihr bin ich meiner eigenen internalisierten und unreflektierten Behindertenfeindlichkeit begegnet, die nicht zuletzt Teil meiner beruflichen Rolle als Psychologin ist. Ich hoffe, diese Erfahrung macht mich wachsender und offener. Für ihr Dableiben und ihre Auseinandersetzungsbereitschaft möchte ich mich bei Angelika Empt bedanken.

Ich bin eine lesbische Autistin

von Angelika Empt

Ich bin 1960 geboren und habe ein Asperger-Syndrom, das in das Spektrum der autistischen Behinderungen fällt. Die Erstdiagnose wurde 1968 in einer Universitätsklinik gestellt. Ich habe ein abgeschlossenes Kunststudium und lebe alleine und selbstständig in einer eigenen Wohnung.

1. Tabus und Homophobie in der Behindertenhilfe

1.1 Das Tabu der Geschlechtlichkeit

„Der autistische Psychopath“, wie wir auch heute noch oft gelabelt werden, ist auch 2002 noch immer geschlechtslos. Deshalb fängt der Bruch mit der Identität und auch in der Weiblichkeit und Sexualität schon mit diesem Begriff an, denn „Der autistische Psychopath“ ist in meinem Falle weiblich und

lesbisch.

In „Menschen mit Behinderungen anders sehen“ schreibt die Integrationspädagogin Barbara Brokamp:

„Literatur zu spezifischen Sozialisationsbedingungen von Mädchen oder Jungen mit geistiger Behinderung gibt es nur vereinzelt oder so gut wie gar nicht im deutschsprachigen Raum. „Dieses Spezialthema“ wird an engagierte Frauen verwiesen, es scheint nicht von allgemeinem Interesse zu sein. [...] Das Ignorieren der Geschlechtlichkeit von Menschen mit Behinderungen ist eine zutiefst abwertende soziale Ignoranz ihrer „Ganzheitlichkeit“.[...] Diese angeb-

lich geschlechtslose Existenz ist letztlich ein Resultat patriarchalisch orientierten Denkens.“¹

1.2 Sensibilisierung für die Geschlechterforschung

Eine der engagierten Frauen, die sich um dieses „Spezialthema“ kümmert, bin ich trotz Asperger-Syndrom selbst. Durch die Veranstaltungen der autonomen Frauen- und Lesbenreferate während meines Kunststudiums lernte ich die Frauenforschung kennen. Die Erfahrungen dort wurden zur Grundlage für mein heutiges Aufbegehren. Ihre Fragestellungen übertrug ich mehr und mehr auch auf den Themenkreis „Behinderung.“ Meine feministische Überzeugung gibt mir die Energie, zu kämpfen. Deshalb recherchiere und forsche ich zu den Themen Geschlechterforschung und Autismus.

1.3 Die Homophobie der Behindertenverbände

Das Sozialnetz Hessen hat vor einiger Zeit eine Arbeitstagung zum Thema Schwule und Lesben mit Behinderungen organisiert.

„Die Haltung der Behindertenverbände wurde oft als ignorant kritisiert. Darüber hinaus sei es unumgänglich, daß die Behindertenverbände zunächst einmal generell Sexualität von Behinderten zum Thema machen müssten, bevor sie sich mit Homosexualität befassen. Diesbezüglich gebe es nur wenige positive Ausnahmen.“²

Diese Darstellung kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. In der Verbandszeitschrift des Autismusverbandes ist in den letzten fünf Jahren kein einziger Artikel über Homosexualität / lesbische Identität erschienen. Texte, die ich zu dieser Thematik bei der Redaktion eingereicht habe, sind nie gedruckt worden. Ich habe noch nicht einmal eine Antwort darauf erhalten, sondern immer nur ein Schweigen.

2. Die Entwicklung meiner lesbischen Identität

2.1 Frühe Erfahrungen

Meine ersten prä-lesbischen Empfindungen hatte ich schon sehr früh. Als Kind gingen meine Eltern mit mir viel in Ausstellungen. Mein Vater erklärte mir einmal, was ein Modell ist: „Eine Frau, die still sitzt und Geld damit verdient, dass sie sich nicht bewegt.“ Das war kein Beruf, den ich wollte. In der selben Ausstellung erfuhr ich auch von den Musen. Sie schenken dem Maler die Phantasie und kochen für ihn. Da ich beschlossen hatte, Maler zu werden, wäre also auch das mit dem Haushalt geregelt. Ich fand es völlig klar, daß ich eine Frau haben würde, wenn ich derjenige war, die malte.

2.2 Entwicklung der Geschlechtsidentität

Aufgrund meiner Hirnschädigung hatte ich in meiner Kindheit große Einschränkungen in der Motorik und in der Wahrnehmung. Durch Verzögerungen und Unregelmäßigkeiten in der Aufnahmegeschwindigkeit bei der Erfassung von Bewegungsmustern fällt es mir manchmal schwer, Mimik und Gestik zu erschließen. Da männlich/weibliche Sozialisation auch über Bewegungsmuster gelernt und vermittelt wird, war es für mich mühsam, über das Spielen mit anderen Kindern Erfahrungen mit Geschlechtsunterschieden zu machen. Ich bekam mit, daß Mädchen und Jungen sich auf dem Schulhof unterschiedlich verhielten, ohne die Regeln zu verstehen. So erlernte ich schon als Kind, daß meine Andersartigkeit nicht nur mit meiner autistischen Behinderung zu tun hatte, sondern auch viel mit

Geschlechtlichkeit.

Aufgrund meiner Störungen in der Motorik malte ich schon in der Grundschule expressiv, und wurde dafür ausgeschimpft, weil „Mädchen so grob nicht malen dürfen“.

3. Erfahrungen in der Therapie

3.1 Kinderanalyse

Ab 1968 machte ich eine analytische Kinderpsychotherapie. Die Therapeutin spielte jeweils nur wenige Minuten mit mir. Dann bat sie mich an den Tisch, um mir ihre Deutungen mitzuteilen. Sie beanstandete meine jugendhafte Kleidung, meinen eckigen Bewegungsstil, die Wahl meiner Spielzeuge und meiner Spielrollen fortdauernd als unweiblich und falsch. Dadurch vermittelte sie mir fast zehn Jahre lang das Gefühl, fundamental unrichtig in meinem geschlechtlichen Wesen zu sein. Ich fühlte mich ständig von ihr in etwas beschämt, von dem ich heute weiß, dass es mein Lesbischsein ist. Ich spürte in jeder Stunde, dass ich irgendwohin gezwungen wurde, für das ich keinen Namen hatte, denn den Begriff „Zwangs-heterosexualität“ kannte ich damals ja nicht. Ich fand über viele Jahre keine Sprache für die Gewalt, die ich dabei empfunden habe.

Vor der Therapie hatte ich meine Sinnlichkeit als kindliche Lesbe in hellen Bildern phantasiert. In die symbolischen Vorstellungen brachen auf einmal Worte und Wertungen von Erwachsenen ein, die meine innere Bilderwelt ganz dunkel und traurig machten. Meinen Eltern wurde von Anfang an mein Lesbischsein als Bestandteil meiner autistischen Behinderung beschrieben. Ihnen wurde versprochen, dass es sich auswachsen würde, wenn ich meine autistische Entwicklungsstörung in der Therapie aufgeholt hätte.

Mein Lesbischsein diagnostisch fehlerhaft meiner Entwicklungsstörung und nicht meiner Identität zuzuordnen, hat mich über unendlich viele Jahre sehr verwirrt, gehemmt und darin blockiert, lesbisch zu leben. Das hat mich sozial, seelisch, körperlich und sexuell über Jahrzehnte massiv geschädigt, und hat meinen Autismus sehr negativ beeinflusst und noch verstärkt.

3.2 Erwachsenentherapien

Auch in Erwachsenentherapien wurde mein Lesbischsein in verschiedenen Behandlungen falsch oder gar nicht berücksichtigt. Als ich mit fünfunddreißig Jahren eine Mototherapie in der Autismusambulanz bekam, wurde mir dort im Setting ein Kindertisch und -stuhl angeboten. Die Anerkennung meiner erwachsenen, weiblichen Identität wurde mir damit schon durch die Möbel verweigert.

Im Therapieplan war ursprünglich vorgesehen, eine andere Regulierung für autistische Rückzüge zu entwickeln. Nachdem ich erzählt habe, dass ich lesbisch bin, entfiel dieser Teil der Behandlung, weil das bedeutet hätte, Kontakt zu anderen Lesben zu fördern.

3.3 Positive Therapieerfahrungen und Vergangenheitsbewältigung

Vor drei Jahren begann ich eine analytische Therapie. In diesem therapeutischen Raum konnte ich zum ersten mal die Diskriminierungen benennen, die ich in meinem autistischen und lesbischen Anderssein erlebt hatte. Meine Therapeutin hatte die Fähigkeit, mein Anderssein als Ressource zu begreifen.

Dies löste eine sehr große Erschütterung in mir aus, weil die Pathologisierung plötzlich aufgehört hatten.

Statt dessen förderte mich meine Therapeutin darin, ihr und mir unbequeme Fragen zu stellen, und bot mir einen umfassenden Raum, um mich mit Xenophobie und Euthanasie auseinander zu setzen. Sie forderte mich von Anfang an auf, das medizinisch-psychologische System im Umgang mit dem Fremden und Anderen zu hinterfragen und mich damit auch an die Öffentlichkeit zu wenden. Dabei stoße ich aber immer wieder an Grenzen, denn es ist immer noch schwer, mit dieser Thematik offene und öffentliche Foren zu finden.

3.4 Von den Schwierigkeiten der Gegenwartsbewältigung in der Therapie

Im Protokoll der Arbeitstagung für Schwule und Lesben mit Behinderungen erklärt Arno Schmidt :

Die Situation als Schwuler sei grundsätzlich durch das *Phänomen eines doppelten Coming – out* geprägt: Man erlebe die Ausgrenzung als Schwuler in den Behindertengruppen, während man umgekehrt in der Schwulenszene als Behinderter ausgegrenzt werde.³

Diese Erfahrung kann ich als behinderte Lesbe ebenfalls bestätigen. So ist es.

Trotz sehr guter, therapeutischer Bedingungen habe ich therapeutische (und auch sozialarbeiterische) Konzepte, mein *doppeltes* Coming-out zu unterstützen, entbehrt. Mehr als einmal bin ich mir wie eine Kartographin vorgekommen, die die Landkarte in diesem therapeutischen Neuland selber vermessen mußte. Ich habe keinen einzigen Text gefunden, der die Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene einer unbehinderten lesbischen Therapeutin und einer behinderten lesbischen Klientin untersucht, und der uns hätte so wegweisend sein können.

In meiner jetzigen Therapie war es vergleichsweise leicht, die Verletzungen und Diskriminierungserfahrungen aus der Vergangenheit aufzuarbeiten, die zeitlich *entfernt* von uns waren. Sehr schwer ist uns aber gefallen, die *aktuellen* Abwertungen gemeinsam auszuhalten und zu bearbeiten, die ich in der *Gegenwart* in meinem Lesbischsein und mit meiner Behinderung erfahren habe. Als die Therapie *gegenwärtige* Diskriminierungen berührte, stellte sich zwischen uns in der therapeutischen Arbeit ein Schweigen und ein Verstummen her, wie ich es auch in der Szene meiner Behinderung und im Autismusverband gegenüber meinem Lesbischsein erlebte, und das nicht einfach zu überwinden war.

4. Die Funktion des Schweigens im Coming – out

In „Die Helferrolle des Verschweigens“ zitiert Monica Streit Hendrika Halberstatt-Freud :

„Sie begnügten sich mit dem Schweigen und fragten nicht nach dem Verschwiegenen. [...]“

In jeder symbiotischen Illusion hat das Schweigen eine sehr wichtige Funktion. Durch Verschwiegenheit kommen unerwünschte, da Trennung anzeigende Gefühle nicht ans Licht. Gerade Wut, Aggression, Zorn und vielleicht Hass würden Grenzen aufzeigen – indirekte Mitteilungen lassen mehr Spielraum für Harmoniephantasien.“⁴

Während meines Coming – outs habe ich schöne und diskriminierende Erfahrungen mit anderen Lesben gemacht. Das Schweigen wurde aber zunehmend wirksamer, als sichtbar wurde, dass sich durch meine Behinderung mein Lesbischsein und meine Coming-out-Erfahrungen und von denen unbehinderter Lesben unterschied. Je öfter ich versuchte, über diese Divergenz offen zu reden, desto mehr wurde dazu geschwiegen. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß die Manipulation gelang und ich das Schweigen zunehmend selber übernahm.

In der lesbischen Gemeinde auf meinen eigenen Erfahrungen und auf meiner eigenen Biographie zu bestehen, ist unglaublich schwer. In der Autismszene ist es fast völlig unmöglich. Das Schweigen hat die Funktion, etwas gleich zu machen, was nicht gleich ist, und nie gleich sein wird.

5. Visionen

Ich wünsche mir, daß das Schweigen aufhört. Konkret wünsche ich mir eine Kontakt-, Informations- und Beratungsstelle für behinderte Lesben und Schwule in Köln, die ich gern aufbauen möchte. Diese könnte an folgenden Themen arbeiten:

- Aufklärung gegen Behindertendiskriminierung in der lesbisch-schwulen Szene und gegen Homophobie in den Behindertenverbänden
- Gelegenheiten zum Dialog zwischen „Professionellen“ und „Betroffenen“, um ein Umdenken bei allen Beteiligten zu fördern
- Integrations- und Begegnungsprojekte für behinderte und unbehinderte Lesben und Schwule
- Entwicklung von angemessenen Beratungs- und Therapiekonzepten für Lesben und Schwule mit Behinderungen, in denen das doppelte Coming-out unterstützt wird (Ich bin eine lesbische Autistin- und das ist gut so! ...)

Dabei hoffe ich auf vielfältige Unterstützung, auch und gerade von „Professionellen“ aus der lesbisch-schwulen Szene.

¹ Brokamp, Barbara (2000): *Von den persönlichen Mühen der Ebene*, Erfahrungen einer Integrationspädagogin. In Barbara Fornefeld & Markus Dederich (Hrsg.), *Menschen mit Behinderung neu sehen lernen*, (S.141) Düsseldorf: Verlag selbstbestimmtes Leben .

² www.sozialnetz-hessen.de/homosexualitaet/referat/freaks/freaks1-prot.html.08.09.00

³ Arno Schmidt ,www.sozialnetz-hessen.de/homosexualitaet/referat/freaks/freaks1-prot.html.08.09.00

⁴ Streit, Monica (1992) *Auf der Suche nach dem Mysterium*, in: Lesben, Liebe, Leidenschaft, Texte zur feministischen Psychologie, Berlin, Argument – Verlag

Weiterführende Literatur:

Empt, Angelika: *„Autismustherapie und Förderung – wo sie schadet, wie sie nützt...“* Vortrag am Heilpädagogischen Institut der Universität Koblenz-Landau (Prof. Dr. Peter Roedler) in: *„Behindertenpädagogik“* Jg.40, Februar 2001, Jarick Oberbiel-Verlag , Solms (im Internet unter <http://bidok.uibk.ac.at/bhp/bhp1-01-autismustherapie.html>)

„Autistische Menschen verstehen lernen“ Beiträge von Betroffenen ,Verein zur Förderung autistischer Menschen, Haußmannstr.6 70188 Stuttgart, Tel: 0711/ 2155180

Ich bin eine lesbische Autismustherapeutin

von Petra Aulepp

Der Text von Frau Empt stellt mich auf den Prüfstand und zwingt mich zur kritischen Selbstreflexion. Was habe ich für eine Antwort? Ich habe mein Lesbischsein immer benannt, wenn es mir bewußt war, daß es wichtig sein könnte, und ich trete allen Klienten (meist Kindern) immer sehr deutlich als eigenwillige deutlich erkennbare Person - bereit zur Auseinandersetzung - gegenüber, die selbstverständlich von ihrer Freundin spricht wie meine Kolleginnen von ihren Freunden. Ich erinnere mich an eine Gruppe von Müttern junger Männer mit Autismus, die etwas auf Distanz gingen daraufhin, aber vielleicht doch hinterher nicht mehr ganz so gemauert haben gegen die Möglichkeit, das eigene Kind könne eventuell auch homosexuell oder bisexuell sein. Und eine lesbische Klientin gab es, die wohl recht froh war, eine lesbische Therapeutin zu haben. Nach Lektüre des Textes von Frau Empt habe ich Zweifel, ob ich dabei sauber genug den Unterschied von Lesbischsein bei unbehinderter Therapeutin und behinderter Klientin miteinbezogen habe.

Das Hauptproblem aber könnte sein, wie oft ich nicht gemerkt habe, daß das Thema Sexualität und sexuelle Identität ansteht. Auch bei den wenigen autistischen Erwachsenen, mit denen ich im Kontakt bin, irritiert mich oft ein fehlen der sexuellen Gefühle, Themen, Problematik - fehlt sie nur vordergründig? Ich werde besser hinsehen in Zukunft. Und mutiger mich wehren, wenn Probleme der sexuellen Identität als behinderungsbedingt angesehen werden.

Viel schlimmer eigentlich finde ich immer wieder, wie schwer es ist, die unterschiedlichen Rollen von Klientin und Therapeutin zu hinterfragen auf verborgene Machtstrukturen: Oft bin ich es, die eine bestimmte Verhaltensweise im Einklang mit all den anderen gesellschaftlichen Institutionen wie Kindergarten, Schule, Sportverein zur problematischen erklärte, mir eine Veränderung wünsche und darüber in die Auseinandersetzung mit meinem Gegenüber gehe. Wo beginnt dabei meine Arroganz, meine Intoleranz, inwieweit ist es Hilfe?

Was lag wirklich unter dem Pflaster?

aus dem Vortrag von Dr. Marie Sichtermann

zusammengefasst und kommentiert von Antje Doll

Dieser Vortrag wurde anlässlich der Tagung „Weibliche Vielfalt zwischen den Meeren - Lesben und Arbeit“ am 02. November in Kiel gehalten.

„Unter dem Pflaster, da liegt der Strand, komm, reiß auch Du ein paar Steine aus dem Sand...“, so begann Marie Sichtermann ihren Vortrag, verwies auf den kitschigen Liedtext der 70'er und meinte, er sei zwar „schlecht gereimt“, aber das Bild sei „grandios: Die groben, harten Pflastersteine, festgefügt für Jahrhunderte – darunter der Strand aus feinem Sand, das Symbol für Freiheit, Freizeit, Nachgiebigkeit, Wärme“ aber auch „Unendlichkeit, Tiefe, Gefahr“.

Im folgenden versuche ich, die Thesen von Marie Sichtermann in stark gekürzter Form darzustellen.

Für die aktiven Frauen der 70'er Jahre ist die Frage, was unter dem Pflaster lag, eine wesentliche, denn diese Zeit war eine Zeit des Aufbruchs, angefüllt mit großen Idealen, Wünschen und Sehnsüchten nach einer anderen, friedlichen, menschenwürdigen und besseren Welt.

Marie Sichtermann sah sich über das Thema Lesben und Arbeit veranlasst, zwei Gedankensträngen nachzugehen und sie miteinander zu verwickeln:

- Welche Bedeutung hat die Erwerbsarbeit speziell für lesbische Frauen?
- Ist Erwerbsarbeit ein Beitrag zu unserer Kultur, der Kultur einer Befreiungsbewegung?

Die Rolle der Frau und Lesbe in Familie und Beruf:

Bezüglich der Rolle der Frau (in Familie und Beruf) meinte sie „Familie und Beruf waren die parallelen Leitlinien des Frauenlebens in den letzten 50 Jahren, von der Politik vorgegeben und immer wieder gegeneinander ausgespielt unter lauen Beshwörungen der Vereinbarkeit beider.“ Konkurrerten Beruf und Familie im ganz normalen Frauenleben miteinander, so würden sie dies laut Marie Sichtermann im Lesbenleben weit weniger tun. Sie war der Ansicht, dass Lesben oft durch eine Erwerbsarbeit der Bindung an die Ursprungsfamilie entkämen: „Da eine Lesbe in der Regel keine Familie in hergebrachter Form gründet, wird ihr unterstellt, ...dass sie die angeblichen Qualitäten der Familie bei der Arbeit suche – Geborgenheit, gebraucht werden, soziale Kontakte, eine Aufgabe, die Identität, Leib und Seele.“ Hieran muß sich zunächst die Frage anschließen, ob wir Lesben das nun wirklich tun.

Marie Sichtermanns grundlegende These war, dass es in unserer

Gesellschaft ein großes Interesse daran gebe, die Wahl einer Frau auf Familie oder Erwerbsarbeit oder die mühsame Vereinigung beider zu beschränken. Das sei deshalb verständlich, weil Arbeitsplatz und Familie ganz ähnliche Kontroll- und Bindungsfunktionen erfüllten.

1. Beide kontrollieren die Frauen bis zum äußersten.
2. Beide fordern Frauen auf, ihre Kreativität, ihre ganze Persönlichkeit total dort hineinzugeben.
3. Beide gewähren im Austausch eine scheinbare Sicherheit.

Während der weiteren Ausführungen kam Marie Sichtermann hierbei zur Ansicht, dass Lesben weniger von ihren Familien kontrolliert würden als heterosexuelle Frauen. „Weder die liebevollste und toleranteste noch die strengste Familie weiß über die lesbische Tochter, Schwester, Tante, Mutter so viel wie über die anderen Frauen, eine kontrollierende Schwiegerfamilie entfällt gänzlich...“

Hernach referierte sie über die Rolle des Arbeitsplatzes, der eine besonders gesellschaftlich relevante Kontrollfunktion ausübe und machte dies an folgenden Punkten deutlich:

- Qualität bzw. Zumutbarkeit der Arbeitsplätze
- Druck zur Uniformierung und Uniformität
- durchsexualisierte Arbeitssprache
- Mobbing

Beispielhaft erwähnte sie, dass sie in ihrer Tätigkeit als Unternehmensberaterin häufig erfahre, dass viele Frauen sich berufliche Selbständigkeit wünschten, weil sie folgendes merken: „*Ich neige zum selbständigen Denken und Handeln. Das wird nicht gefördert*“, was Marie Sichtermann zu dem Schluss kommen ließ, dass Lesben an diesen Arbeitsplätzen nicht viel für ihre eigene Kultur tun könnten.

Und sie zitierte die alte politische Vision der Frauenbewegung: „Autonomie, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit für Frauen, das bedeutete: wir verdienen unser eigenes Geld, wir schaffen uns – und das war die höchste Steigerung – unsere eigenen Arbeitsplätze.“

Bezüglich der besonderen Rolle der Lesben argumentierte sie, Lesben hätten im allgemeinen nicht die Wahl zwischen Familie oder Beruf, denn eine „Familie“ böte ihnen keinen Lebensunterhalt. Sie hätten nur die Wahl zwischen quälender Sicherheit und unsicherer Selbständigkeit verbunden mit der Sehnsucht nach einem Stück sinnvollen eigenen Leben. Das hätten die Strandsuchenden seinerzeit mit großem Eifer getan.

In der Folge aber, schränkte sie ein, seien die strandsuchenden Feministinnen und Lesben in der Fixierung auf die Arbeit stecken geblieben und hätten sich dem globalen Markt ausgeliefert. Der globale Markt funktioniere nicht über Leistung, sondern über Beziehungen, die aufgebaut und gepflegt werden müssten, wenn frau weiterkommen wolle. Und hieran mangle es gerade den Frauen: „Ob in Politik, Verbänden, Kirche, Gewerkschaften, berufständische Vereinigungen, Sport, im Chor oder im Ehrenamt. Wer sich in den Schulen der Macht bewährt, wird im Beruf aufsteigen. Wenige Frauen scheinen das zu beherzigen, viele haben auch keine Lust und keine Zeit.“

„Aus ganz denselben Gründen“ meinte Marie Sichtermann, kämen Lesben „am Arbeitsplatz weniger gut voran“ und könn-

ten wenig dagegen tun, denn „die Heteronormativität zu kontern ist aufreibend und mühsam.“ Eine Möglichkeit sah Marie Sichtermann allerdings: „weniger Kontrolle in der Familie, weniger Kontrolle am Arbeitsplatz, im Beruf ganz allgemein. Das müsste doch heißen. Mehr Freiheit! Freiheit wollten wir unter dem Pflaster finden“. Die Freiheit, „heroinisch“ die herkömmlicher Erwerbsarbeit zugunsten kollektiver und künstlerischer Experimente aufzugeben bis zur offen zelebrierten Arbeitssucht und –wut.“ Der Bogen, unter dem lesbische Frauen nach ihrer ganz eigenen Kultur suchten, sei weit gespannt.

Hieran entspannen sich für Marie Sichtermann drei weitere Fragen:

- Welche Freiheit haben wir erreicht?
- Was suchen wir denn nun unter dem Pflaster?
- Bringt uns die Erwerbsarbeit kulturell weiter?

Für die Frauenbewegung war es ganz wesentlich, sich nicht auf die Erwerbsarbeit im herkömmlichen Sinn zu konzentrieren. Laut Marie Sichtermanns Meinung entstand erst hierdurch der kulturelle Schub, den sie am Beispiel der Landeslesbenbewegung ausführlicher darstellte. Sie kam zu folgenden, optimistischen Schlüssen: Die Bewegung habe einen „immensen kulturellen Schub“ bewirkt; (Frauenferienhäuser, Frauenbildungshäuser, Campingplätze, Frauenpensionen und Frauenhotels). Da Landeslesben handwerkliche Berufe erlernten, seien sie Vorbild für viele andere Lesben geworden (Bsp.: Verein Baufachfrauen). Auch weibliche, feministische Spiritualität habe hier, in Landeslesbenkommunen, ihren Anfang. Erste Ansätze einer feministischen, parteilichen Beratung für Lesben seien entstanden. „Landeslesben schufen sich ihre eigene Grundlage für therapeutische Beratung, experimentierten mit neuen Formen des Heilens und fassten zueinander Vertrauen als Beraterinnen, Heilerinnen und Lehrerinnen. Auch feministische Matriachatsforschung fing hier an!“

Aber die Bewegung habe auch Folgen mit sich gebracht, die zunächst unerkannt blieben. Die Generation Marie Sichtermanns fand ihre Identität über Bildung und Beruf und steckte in diesen Weg ähnliche, aus heutiger Sicht überfrachtete und somit selbstüberfordernde Erwartungen, wie vordem Frauen ihre Erwartungen bezüglich der Erfüllung ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter gestellt hatten. So erzählte sie beispielhaft: „Eine Freundin, Landeslesbe der ersten Stunde, 20 Jahre lang Handwerkerin immer konsequent nur auf Frauenbaustellen, die sich kaputtgeschuftet hat und untauglich geworden ist für die schwere Arbeit“. Die zitierte Landeslesbe sagte weiter: „*Ich verliere meine Identität. Ich habe keine andere.*“ und folgerte: „Das ist kein individuelles Problem, das ist die Falle, die wir uns zusammen gegraben haben.“

Erwerbsarbeit statt Mutterschaft war nun zur „sinnstiftende Quelle des Lebens“ geworden und es war nicht bemerkt worden, dass in diesem Prozess die frauenbewegten Frauen und Lesben anfangen, sich untereinander zu beugen. Marie Sichtermann fokussierte ihre These, daß nun die Frauen und Lesben sich selbst kontrollierten und bewerteten, ob bzw. in wie weit sie durch ihre Arbeit glücklich würden. Dennoch wollte Marie Sichtermann mit Stolz daran erinnern, dass es „positive kollektive Erfahrungen mit Unsicherheit“ gebe, „dass unsere Politik der Autonomie, Tradition und Geschichte hat. Ich will auch daran erinnern, dass wir aus dem feinen Sand wieder

Pflastersteine gebacken haben.“

Dann ließ sie uns in die Zukunft blicken: „Erwerbsarbeit wird in Zukunft nicht mehr allen zur Verfügung stehen, es wird Zeit, dass wir unsere Identität und Glückserwartung von ihr, der Arbeit trennen. Wir können nicht wieder einfach aufs Land gehen, das ist getan.“

Im folgenden Kasten lesen Sie die Zusammenfassung von Frau Sichtermann:

„Feministische Lesben haben eher Autonomie als Integration gesucht...Lesben geraten früh in die Maschen des Kontrollapparates Arbeitsplatz... sie werden als anders geortet und geraten eher an den Rand oder gar außerhalb... der allgegenwärtigen sozialen Kontrolle...(und) haben so tatsächlich die Möglichkeit, nachhaltig neue Varianten des Lebens miteinander auszuprobieren. Doch... kontrollieren sie sich gegenseitig, indem sie aneinander abverlangen, ihr Glück in einer erfüllenden Arbeit zu finden. Das können wir ändern, das liegt bei uns, es bedarf nur der Erkenntnis.

... Zu Anfang der Bewegung haben Lesben sich als die „Ganz Besonderen Feministinnen“ mit Spezialauftrag gefühlt, denn sie wandten sich ausschließlich Frauen zu ...gegenüber diesem Eliteanspruch (war ich) skeptisch, später als ich mittendrin war, dachte ich oft ... dass dieser Anspruch der reine Hohn sei.

Jetzt komme ich aufgrund meiner Analyse doch wieder in die Nähe dieser These:

Lesben haben gerade jetzt gute Voraussetzungen, Pionierinnen für alle Feministinnen zu sein.“

Folglich kam Marie Sichtermann zu dem Schluss, dass jede Frau, die sich Freiheit wünsche, zu dem Wagnis bereit sein müsse, ihr eigenes Leben zu einem Experiment zu machen: „Für den Kampf um die innere Freiheit brauchen Frauen jeden Alters Räume und Zeiten, die nur ihnen gehören. Ich werde niemals aufhören, für separate und autonome Frauenräume zu kämpfen.“ So werde die neue Aufgabe von Frauen in autonomen Frauenräumen beinhalten, „Alternativen zur Fixierung auf die Erwerbsarbeit zu entwickeln – damit jede Frau wählen kann, wenn sie ihr Leben in die Hand nimmt, wie viel ihrer Zeit und Kraft sie einer Familie, wie viel sie der Erwerbsarbeit widmen will – wie viel einer neuen Kultur, wie viel der Liebe und dem ganzen, schönen Leben.“ und engagiert wie schon in den 70’er Jahren forderte sie: „Diese Wahl will ich für uns alle!“

Ihre Forderung untermauernd zitierte Frau Marie Sichtermann so zum Schluss Tolkien:

„Around the corner there may wait
A new road or a secret gate
And though I oft’ have passed it by

The day will come at last when I
will take the hidden paths that run
East of the moon – west of the sun.“

(„Es wartet vielleicht um die Ecke / Ein Tor, ein Durchschlupf in der Hecke / So oft ging ich daran vorbei / Doch kommt der Tag da geh ich frei / Den Weg, der ins Geheimnis führt / Wo West die Sonne, Ost den Mond berührt.“ aus: Der kleine Hobbit, deutsche Übersetzung: Marie Sichtermann)

Schlussbemerkung:

Nachdem ich das so halb verdaut hatte, was ich da gehört hatte, fragte ich mich folgendes: Bleibt uns also nur das teilweise doch recht kräftezehrende Suchen nach Alternativen zur Erwerbsarbeit? Wollen wir einer Vision von Glück, Erfüllung und eigener Kultur folgen, die machbar erscheint, trotz der vielen Desillusionierungen in den letzten 30 Jahren?

Hierbei bleibt für mich eine wesentliche Frage bei aller kritische Reflexion weiterhin offen:

Wie können „wir“ „uns“, d. h. gestützt durch das Kollektiv in die Richtung dieser Wahl-Freiheit bewegen und Veränderungen außerhalb des Kontrollapparats Gesellschaft bewirken?

Wirkt denn nicht vieles von dem, was Lesben zu einem Mehr an Selbstständigkeit und einem Weniger an Kontrollierbarkeit treibt, sehr individuell, leiderfüllt manchmal auch leiderprobt? Meines Erachtens sind wir Frauen und Lesben doch deshalb so hautnah individuell betroffen, weil unsere Teilhabe an wirtschaftlich relevanten Ressourcen und politischer Macht relativ gering ist, ein Streben nach mehr die systemimmanenten Bedingungen stärkt, oft auch aufreibend, zeitaufwendig und wenig direkt ergiebig ist. Zudem mangelt es den kollektiven Unterstützungssystemen an Ressourcen und Macht. So geht für mich die Vision in jene Richtung, in die die Jugend der 80’er Jahre verwies: „Du hast keine Chance, also nutze sie!“ Der Weg in diese Richtung scheint gangbar, wenn wir auf unsere Kreativität, Kraft und Liebe vertrauen. Da stimme ich Marie Sichtermann zu. Und es geht wohl nur, wenn wir die Chancen der Freiheiten, die im Nicht(s) enthalten sind, tatsächlich aufgreifen. Der Weg, der zu gehen ist, ist aber steinig und scheint eher fern ab eines Strandes zu verlaufen.

Der vollständiger Titel des Referats heißt: Was lag wirklich unter dem Pflaster ? Zur Frage, ob Erwerbsarbeit ein Beitrag zur Kultur einer Befreiungsbewegung ist“

Name und Anschrift der Referentin:

Dr. Marie Sichtermann, Geld & Rosen, Bahnstr. 35, D 53894 Mechernich
Tel. 02443 – 4624, Fax: 02443 – 8794

Wir danken Frau Marie Sichtermann, Auszüge aus ihrem Referat vorab drucken zu dürfen.

„Gut aufgehoben?“

fragt eine gleichnamige EU-Studie zur Versorgungssituation lesbischer Gewalt- und Diskriminierungsopfer und kommt zu ernüchternden Ergebnissen

von Beate Klofat

Wie einschlägige Studien zeigen, machen fast alle lesbischen Frauen Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihres Lesbisch-Seins, etwa ein Viertel in Form körperlicher Angriffe. Belegt sind auch die möglichen psychischen Auswirkungen: Im Vergleich zu heterosexuellen Frauen leiden Lesben in der Langzeitperspektive signifikant häufiger an Depressionen, Angst- und Essstörungen sowie Suchterkrankungen (Sanford, 2001).

Im Rahmen des von der EU geförderten Projekts „Gewalt gegen Lesben“ unter der Leitung der Lesben Informationsstelle e.V. Frankfurt/Main (LIBS e.V.) wurde der Frage nachgegangen, wo sich lesbische Frauen, die Opfer von Gewalt und / oder Diskriminierung wurden, hinwenden können. Unter dem Titel „Gut aufgehoben? Zur psychosozialen Versorgung lesbischer Frauen mit Gewalt- und/oder Diskriminierungserfahrungen im europäischen Vergleich“ informieren Constance Ohms (M.A.) und Karin Müller (Dipl.-Psych.) auf 92 Seiten über die Ergebnisse ihrer Fragebogenstudie.

Ausgehend von einer soziologischen, erweiterten Gewaltdefinition, die den gesellschaftlich-historischen Kontext betont, verweisen die Autorinnen auf die strukturelle Verankerung von Gewalt gegen Lesben, die als „Hassverbrechen“ gegen eine gesellschaftliche Minderheit mehr sind als bloße Einzelschicksale und gleichzeitig eng mit der Heterosexismus-Problematik verknüpft sind. Die gesellschaftspolitische Situation von Lesben ist dabei durch die rein staatlichen Indizes von Kriminalisierungs-, Partnerschafts- und Antidiskriminierungsgesetzen nicht ausreichend beschrieben, vielmehr seien sozialpolitische Indizes heranzuziehen, die neben der gesellschaftlichen Einstellung gegenüber lesbischen Lebensweisen eben auch den Grad der psychosozialen Versorgung beinhalten.

Gerade hier zeigt sich nun die mangelnde Flächendeckung (insbesondere spezifischer) lesbischer Beratungsstellen und deren vermuteter Hochschwelligkeit. Es wird davon ausgegangen, daß von daher „nur ein geringer Teil der von Gewalt und/oder Diskriminierung betroffenen Lesben tatsächlich Hilfe und Unterstützung in einer Lesbenberatungsstelle als vermuteter Ort der psychosozialen Versorgung sucht“. Der übrige Teil wird sich – sofern er überhaupt Unterstützung von außen annimmt – auch an andere Einrichtungen wenden.

2.000 solcher Einrichtungen, von Familien- oder Frauenberatungsstellen über Opferhilfen, Frauennotrufe und -häuser bis Polizeipräsidien in Belgien, Deutschland und Österreich wurden im Rahmen dieser Studie angeschrieben, 955 davon in der BRD. Schwerpunktmäßiges Forschungsziel war dabei

eine Bestandserhebung der Angebote für lesbische Gewaltopfer, um den Grad der psychosozialen Versorgung einzuschätzen und langfristig verbessern zu können, u.a. indem durch die Erhebung selbst eine Sensibilisierung für das Thema erhofft wurde und ein Verzeichnis möglicher Anlaufstellen erarbeitet werden soll.

Die Fragestellung der Fragebogenstudie bezieht sich auf das Ausmaß und die Art der Versorgung sowie deren Qualität. Als Maßstab für die Bewertung der angeschriebenen Einrichtungen wurde ein Modell der guten Praxis entwickelt, welches die Komponenten der Sichtbarkeit (Öffentlichkeitsarbeit etc.), der fachlichen Kompetenz und der Einstellung der Mitarbeiter, aber auch der Vernetzung mit Einrichtungen ergänzender Angebote umfasst.

30% der bundesdeutschen Einrichtungen, die angeschrieben wurden, beantworteten den 4-seitigen Fragebogen. Die Datenanalyse erfolgte jeweils getrennt für Opferhilfen, Polizei, Familienberatungsstellen, Frauennotruf/-beratung und Frauenhäuser.

Das Resümee der Ergebnisse ist ernüchternd: „Lesbische Frauen sind derzeit nur vereinzelt gut aufgehoben“. Strukturelle Verankerungen eines differenzierten zielgruppenspezifischen Ansatzes seien in den Einrichtungen der drei untersuchten Länder nicht vorhanden, die wenigsten angeschriebenen Einrichtungen für lesbische Frauen offen.

Nur in Einzelfällen wird überhaupt ein Bedarf an zielgruppenspezifischer Arbeit gesehen. Im Sinne einer „Homogenisierung von Homosexualität“ werden Unterschiede zwischen Schwulen und Lesben, aber auch heterosexuellen Frauen und Lesben nicht wahrgenommen bzw. nivelliert, weshalb spezifische Beratungs- oder Einrichtungsangebote, aber auch Fortbildungen folgerichtig als unnötig betrachtet werden. Vielmehr gehen die meisten Einrichtungen von einem individualisierten Beratungsansatz aus, der nach Meinung der Autorinnen der Situation lesbischer Opfer nicht gerecht wird, da er den gesellschaftlichen Hintergrund ausklammert. So betreuen Opferhilfen allgemein Opfer strafrechtsrelevanter Delikte, die Polizei verweist häufig auf Angebote für Schwule; Frauenhäuser und -telefone betonen, für alle weiblichen Opfer von Männergewalt da zu sein, Familienberatungsstellen verstehen sich als Anlaufstelle für Homosexuelle und (v.a.) Heterosexuelle. Dies deckt sich mit der berichteten mangelnden Nachfrage lesbischer Frauen, und dient als Rechtfertigung, daß Fortbildungen oder gar Spezialisierung unnötig seien. Und dies vor dem Hintergrund, daß lediglich 2% der Angeschriebenen

in der Ausbildung das Thema Homosexualität überhaupt behandelt hatten.

Die wenigen positiven Beispiele, die in der Erhebung zu Tage traten, sind auf das Bemühen besonders engagierter Einzelner zurückzuführen, darüber hinaus sei eine Offenheit gegenüber homosexuellen, speziell lesbischen Anliegen nicht gewährleistet.

Als Konsequenz würden lesbische Gewaltopfer diesen Einrichtungen vermutlich fern bleiben oder ihre sexuelle Orientierung unerwähnt lassen, eine Interpretation, die durch die Ergebnisse durchaus gestützt wird.

Die Autorinnen fordern deshalb eine strukturelle Verankerung des Themas lesbischer und schwuler Lebensweisen und formulieren entsprechend zu erfüllende Bedingungen, wie Ressourcenbereitstellung, Etablierung eines breiteren Aus- und Fortbildungsangebotes, Erarbeitung von Standards, und überhaupt die Ablösung des „Mainstreams“ durch eine „Politik der Verschiedenheit“.

Die Studie „Gut aufgehoben?“ läßt sich gegen eine Schutzgebühr von 2,50Euro bei folgender Adresse bestellen:

LIBS e.V., Constance Ohms, Alte Gasse 38, 60313 Frankfurt.

Weitere Informationen finden sich auch unter: www.lesben-gegen-gewalt.de.

Der VLSP-Kongress 2002

von Jutta Schepers & Christina Koeping

1. Stand der Planung

Die Kongressplanung für den diesjährigen VLSP Kongress, der gemeinsam mit der DAH in Berlin durchgeführt wird, scheint fast abgeschlossen. Bei unserem letzten Treffen in Berlin konnten wir das vorläufige Programm festlegen und es verspricht sehr spannend zu werden.

Vor der offiziellen Kongresseröffnung wird die Mitgliederversammlung des VLSP stattfinden:

Freitag, 15.11.02 um 16.30 Uhr

Bitte merkt Euch diesen Termin schon vor.

Kongresseröffnung wird um 18.00 Uhr sein (Herr Wowereit ist angefragt), daran anschließend werden kurze Eröffnungsvorträge gehalten, der Abend wird durch einen Sektempfang abgerundet.

Für den Samstag sieht die inhaltliche Planung ca. 25 Workshops vor, somit sind die Raumkapazitäten erschöpft. Auch aufgrund des Erfolgs beim letzten Kongress in Hannover, soll wieder ein Erzählcafé stattfinden, Ilse Kokula und Jörg Bressau sind angefragt. Der Samstagabend wird durch die Party, mit Sprechen, Tanzen, Trinken, Essen und kleinen Darbietungen sicherlich länger werden....

Wenn denn nun alle fit sind, wird es am Sonntag ab 11.00 Uhr mit einer Podiumsdiskussion weitergehen: „Alles normal? Alles egal? Was bleibt?“

Nach der Verabschiedung werden wir hoffentlich alle wissen „was bleibt“.

2. Organisatorisches

Die vorläufigen Programmen werden Juni / Juli von der DAH verschickt werden. Auf grund dieses Programms müsst Ihr Euch bitte möglichst bald anmelden (die TeilnehmerInnenzahl ist begrenzt). Durch die Zusammenarbeit mit der DAH (und die Anerkennung über die Bundes Zentrale für gesundheitliche Aufklärung, BzgA) stehen Finanzmittel zur Verfügung, von denen wir bislang als Verband weit entfernt waren. Somit ist es erst- und wohl leider auch letztmalig möglich, ReferentInnen Unterkunft und Fahrtkosten zu erstatten und die Teilnahmegebühren äußerst gering zu halten: ohne Übernachtung 40 Euro, mit Hotelübernachtung 80 Euro. Hinzu kommt, dass für die Rückerstattung der Fahrtkosten der TeilnehmerInnen ebenfalls ein finanzielles Kontingent zur Verfügung steht.

Wir freuen uns auf ein Wiedersehen in Berlin und anregenden Kongress

Redaktion der nächsten VLSP-aktuell

Nun zu guter Letzt nochmals ein Aufruf:

Für die nächste Ausgabe werden dringend Mitglieder gesucht, die den redaktionellen Teil der Zeitungserstellung übernehmen. Der restliche Teil wird von der Geschäftsstelle durchgeführt.

Interessierte bitte bei der Geschäftsstelle oder einem Vorstandsmitglied melden.

Adressen

VLSP - Vorstandssprecher:

Philipp Hammelstein (Mannheim)

Fon: 0621 / 1569618

Email: Philipp_Hammelstein@med.uni-heidelberg.de

VLSP – Vorstands- & Pressesprecherin:

Jutta Schepers (Münster)

Fon: 0251 / 2303829

Email: JuttaSchepers@aol.com

VLSP - Mitgliederwerbung/Regionalgruppenpflege:

Christina Koeping (Münster)

Fon: 0251 / 2303829

Email: ChristinaKoeping@aol.com

VLSP - Finanzen:

Klaus Tillmann (Heidelberg)

Fon: 06221 / 167566

Email: tillmann@hivcenter.de

VLSP - Aus-/Weiterbildung:

Beate Klofat (Kassel)

Fon: 0561 / 2076328

Email: Beate-Klofat@gmx.de

Regionalgruppen & regionale AnsprechpartnerInnen:

Schleswig-Holstein:

Antje Doll, Fon: 04342/ 1617

Bremen:

Gudrun Adler, Fon: 0421 / 3967593.

Hamburg:

Uli Rimmler, Fon: 040 / 3191924

Berlin:

Ekkehard Weisheit, Fon: 030 / 78992605

Münster/Bielefeld/Osnabrück:

Jutta Schepers, Fon: 0251 / 2303829

Göttingen/Kassel:

Monika Bittner, Fon: 0551 / 7706388

Köln:

Rüdiger Jantschek, Fon: 0221 / 9414197

Trier:

Stefanie Krisch, Fon: 06502 / 7033

Saarland:

Arthur Jung, Fon: 06806 / 2450

Rhein-Neckar-Fachteam:

Ulli Biechele, Fon: 0621 / 8413401

Andrea Lang, Fon: 0621 / 449935

Stuttgart/Tübingen:

Dieter Salwik, Fon: 0711 / 463552

München:

Walter Berger, Fon: 089 / 266159

Impressum:

VLSP aktuell, Nr. 24, Mai 2002

Erscheinungsweise vierteljährlich

Auflage 250 Stck.

Herausgegeben im Auftrag des VLSP-Vorstandes von Christina Koeping und Jutta Schepers

Redaktion: Christina Koeping und Jutta Schepers

Verantwortlich i. S. des Pressegesetzes: der VLSP-Vorstand

Verantwortlich für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die jeweiligen VerfasserInnen.

Weitere MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Petra Aulepp, Antje Doll, Angelika Empt, Philipp Hammelstein, Michaela Ise, Beate Klofat, Thomas Marfilus, Melanie C. Steffens, Klaus Tillmann

VLSP e.V.

Postfach 12 07 04

D-69068 Heidelberg

V L S P V L S P

Fon: 0700 / 8577 8577

Fax: 06221-48 59 17

Email: vlsp@gay-web.de

Internet: <http://stadt.gay-web.de/vlsp>